Für zwei Wochen.

Zum Verkauf für zwei Wochen (danach steigen die Preise) freie Auswahl von Lots in den Blocks Eins — Zwei — 14 A — 15 A und Teil von Block 15 im Ost-Anner für

$200 per Lot.

Bedingungen—$25 per Lot bar. Rest $15 per Monat bis bezahlt. Ohne Zinsen.

Jeder weiß, daß dies Eigentum $300 per Lot wert ist. Jetzt ist die Gelegenheit günstig, eine Lot billig zu kaufen. Sprechen Sie in unserer Office, **Northern Bank Building**, vor und wir werden Ihnen das Eigentum zeigen. Sichern Sie sich eine Lot und ein eigenes Heim. Nahe bei einer Schule. Ein Store wird dort diesen Sommer eröffnet werden.

J. M. Young, Realty & Brokerage Co.

Bakteriengehalt der Pflaster.

Krankheitskeime der Heilmittel und die Ursachen Nachtschläge.

Zu überraschenden Resultaten haben Untersuchungen geführt, welche der Bakteriologe Pinchbeck an Pflastern zu dem Zwecke anstellte, das allenfallsige Vorhandensein von Bakterien an diesen Heilmitteln zu ermitteln. Pinchbeck hatte dazu eine ganze Reihe von käuflichen Pflastern und Verbandstoffen ausgewählt, die in verschiedener Weise aufbewahrt gewesen waren. Bei gewöhnlichen Heftpflastern, die einem häufig geöffneten Pack entnommen waren, wurden durchschnittlich 22 Kolonien von Bakterien auf dem Quadratcentimeter (0.15 Quadratzoll) gefunden, bei einem Stück ähnlich aufbewahrt gewesenen Seifenpflasters 20 Kolonien. Heftpflaster, die mit Guttapercha zubereitet waren, lieferten bessere Ergebnisse, denn bei den Pflastern eines geöffneten Packs wurden nur 7 Kolonien pro Quadratcentimeter nachgewiesen, und der Inhalt eines neu erschlossenen Packs war gänzlich keimfrei. Ein Belladonnapflaster aber erreichte 53, eine spanische Fliege 160 Kolonien auf derselben Flächeneinheit, trotzdem beide Proben aus frisch geöffneten Packeten stammten. Ueberhaupt war völlige Keimfreiheit die Ausnahme, z. B. bei Menthol- und Zinkoxydpflastern, aber immer nur bei der Entnahme aus einer Verpackung, die noch nicht angebrochen war. Den Rekord erreichte eine Anzahl von englischen Pflastern, von denen eines, das freilich in einer offenen Zinnbüchse untergebracht war, 341 Bakterien-Kolonien auf 1 Quadratcentimeter aufwies, während ein Pflaster, das drei Monate lang in einer Westentasche zugebracht hatte, buchstäblich von Bakterien wimmelte, indem sich 1420 Kolonien zählen ließen.

Die außerauferordentliche Anziehungskraft dieser Pflaster für Bakterien rührt hauptsächlich daher, daß zu ihrer Herstellung Gummiarabicum, Fischleim, Gelatine und Honig verwandt werden. Diese Stoffe bieten den Bakterien ausgezeichnete Nährböden dar. Nun würde das alles noch nicht viel schaden, wenn dabei nur harmlose Bakterien-Arten in Frage kämen, aber auch das ist nicht der Fall. Pinchbeck hat bei englischem Pflaster eine ganze Reihe der Arten von Eiterbazillen gefunden, dennoch wird man aus diesen Angaben keine übertriebenen Schlüsse ziehen dürfen, sondern hauptsächlich nur die Lehre entnehmen, daß in den Apotheken und beim eigenen Gebrauch mit der Aufbewahrung von Pflastern vorsichtig umgegangen werden muß. Allerdings sollte, wo es noch nicht geschehen ist, die Beimischung eines bakterienfeindlichen und sonst unschädlichen Stoffs zu den Pflastern vorgeschrieben werden, zu welchem Zweck Pinchbeck eine größere Zahl von Rezepten mittheilt. Selbstverständlich ist endlich, daß ein Pflaster vor dem Gebrauch nicht mit der Zunge angefeuchtet werden darf.

Das größte und das kleinste Buch.

Im Brittischen Museum zu London, zu dem die größte Bibliothek der Welt gehört, wird auch das größte aller Bücher aufbewahrt. Es ist ein kolossaler geographischer Atlas mit herrlich gestochenen, alten holländischen Karten; er ruht in einem riesigen Gehäuse, aus dem er nur durch Zusammenhelfen dreier Männer hervorgeholt werden kann. Ein gediegener, mit prächtigen Goldverzierungen geschmückter Ledereinband umschließt das Buch, das schwere silberne Beschläge, die reich vergoldet sind, zusammenhalten. Er ist nahezu sieben Fuß hoch, und sein Gewicht beträgt 800 Pfund; er war im Jahre 1660 dem König Karl II., als er sich von Holland wieder nach London einschiffte, zum Geschenk gemacht worden. Das kleinste Buch der Welt befindet sich in Deutschland, im Germanischen Museum zu Nürnberg; es stellt ein mikroskopisches Kleinod der Buchkunst dar, das kaum größer als ein Daumennagel ist. Dabei enthält es aber das gesammte Neue Testament, von einem Nürnberger Künstler zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit Fleiß und Liebe sauber eingeschrieben. Der seltsame Künstler muß Jahre der Mühe auf sein Werk verwandt haben, denn jeder Buchstabe ist mit einer ganz feinen Feder in winziger Kleinheit, aber scharf und in der schönsten Form an seinen Platz gestellt, so daß das Ganze ob seiner Klarheit mit bloßem Auge gut zu lesen ist. Das Stücklein hat 208 Seiten zu je neun Zeilen und ist ein niedliches Denkmal einer Zeit, wo die Menschen im großen und kleinen, bei der Arbeit und im Spiele finnlicheren Sinnes waren als in unseren Tagen.

Fatale Verwechselung. Durch ein Versehen haben sich George Akers und Frau von Oakhill in der Nähe von Bluefield, W. Va., mit Strychnin vergiftet. Die beiden litten an einem kleinen Unwohlsein und beide nahmen eine Dosis Chinin, wie sie glaubten. Die Büchse enthielt aber Strychnin. Die Frau starb nach wenigen Minuten, der Mann schleppte sich aber zu einem Nachbarn, dem er sagte, was mit seinem Eigenthum geschehen sollte.

Die künstliche Beschattung der Tabak- und anderer Pflanzungen hat den Vorzug, daß sie die Feuchtigkeit in der Erde konservirt.

Schiffsuntergang auf der Bühne.

Ein mit wunderbarem Naturalismus inszenirtes Theaterstück.

Am Drury Lane-Theater in London gelangt ein Stück zur Aufführung, das als ein Wunder der Bühnenkunst betrachtet werden kann.

In dem Stücke wird die ganze Fahrt eines Transportschiffes von der Ausfahrt aus dem Hafen bis zum Scheitern an einem Felsen mit einem Realismus vorgeführt, der die Herzen des Publikums erbeben läßt. Man sieht, wie das Transportschiff „Beachy Head" vom Kai im Hafen zu Portsmouth losmacht, man sieht den Kapitän und die Offiziere auf der Brücke, man hört die Abschiedsrufe und das Heulen des großen Nebelhornes, und man folgt dem gewaltigen Schiff, wie es majestätisch hinausrauscht in die offene See. Das Hämmern der Maschine tönt dumpf aus der Tiefe, und man hat die Illusion, als gleite die Küste in der Ferne vorüber, während die Wogen des Meeres im Mondlicht silbern erglänzen. Ganz überraschend bricht dann plötzlich über das ruhig die Wogen durchschneidende Schiff das Unglück herein: es geräth in einen Nebel und fährt auf einen unsichtbaren Felsen. So plötzlich tritt die Katastrophe ein, daß für einen Augenblick die Disziplin an Bord in's Wanken geräth. Von Schrecken übermannt, denken die Leute nicht zuerst an die Frauen und Kinder, sondern bahnen sich selbst den Weg zu den Booten.

Das Schiff führt auch einen Truppentransport mit sich, und einer der Offiziere entrollt, einer plötzlichen Eingebung folgend, die Fahne des Regiments und ruft den Soldaten zu: „Wenn Ihr nicht als Männer leben könnt, so könnt Ihr doch sterben als Männer!" Das Wort zündet; die Ordnung kehrt zurück. Wie Bildsäulen stehen die Leute um ihre Fahne. Frauen und Kinder werden jetzt schnell in Sicherheit gebracht; schon naht die Katastrophe. Tiefer und tiefer senkt sich das Schiff, aber die Soldaten rühren sich nicht. Die Offiziere salutiren die wehende Flagge, der Trompeter bläst die traurige Weise von dem „Letzten Posten," und als die letzten Töne in dem Lärm der krachenden Balken und dem Zischen der berstenden Kessel verhallen, geht das Schiff mit der heroischen Mannschaft in die Tiefe.

Der überlistete Zollbeamte.

Der Dampfer, der den Verkehr zwischen der englischen Kanalinsel Jersey und der französischen Küstenstadt Granville vermittelt, hatte eines Tages eine der liebenswürdigsten Pariser Schauspielerinnen an Bord. Die Dame schwärmt für den feinen hellen Tabak, der in Jersey so billig ist, und hatte sich ein Handkörbchen voll nach Granville mitgebracht. Bei der Landung erschienen die Zollbeamten. Die Revision ist in Granville sehr streng, weil dort viel geschmuggelt wird. Man läßt rücksichtslos alle Koffer öffnen, und nicht selten müssen die Reisenden sogar ihre Taschen umkehren.

An unsere Schauspielerin wandte sich auch ein Zöllner mit der üblichen Frage: „Nichts zu verzollen?" Die Künstlerin setzte ihre schelmischste Miene auf und zirpte: „Nein, Herr Zollwächter. Uebrigens kann ich ja meinen Koffer öffnen." Ohne die Antwort der Zollbeamten abzuwarten, reichte sie ihm ihr Handkörbchen hin und sagte neckisch bittend: „Sie halten mir wohl eine Sekunde mein Körbchen, nur so lange, bis ich den Koffer geöffnet habe." Ohne an etwas Böses zu denken, nahm der Zollbeamte das Körbchen; er konstatirte, daß der Koffer nur Wäsche enthielt und gab der Dame galant das Körbchen zurück, indem er wohlwollend bemerkte: „Ich freue mich Ihretwegen, daß Sie keinen Tabak mitgebracht haben . . . Für ein Kilogramm (2.2 amerikanische Pfund) hätten Sie 50 Francs ($9.65) Strafe zahlen können!" — „Da schau' einer her," erwiderte mit gut gespielter Harmlosigkeit die Schauspielerin, „ich wollte schon drei Kilogramm mitbringen!"

Das „gutmüthige Schaf."

Eine bekannte Pariser Persönlichkeit, deren Freigebigkeit sprichwörtlich ist, erhielt den Besuch eines höheren Polizeibeamten. Der Hüter des Gesetzes machte dem wohlthätigen Herrn amtlich die Mittheilung, daß man mit seiner Mildthätigkeit Mißbrauch treibe und daß er in unerhörter Weise ausgebeutet werde. „Woher wissen Sie das?" fragte der mildherzige Herr. „Ich weiß es ganz genau!" — „Sie sagen das so hin, und ich will Ihnen auch gern glauben, aber einen Beweis müßte ich doch haben." — „Ich kann Ihnen sofort einen liefern." — „Da bin ich aber neugierig." — „Bitte, sehen Sie her . . ." Und der Polizeibeamte holte ein kleines Notizbuch hervor, das man bei einem abgefeimten Bettler gefunden hatte. Das Büchlein enthielt die Namen verschiedener Personen, ihre genaue Adresse und kurze Angaben über den Grad ihrer Freigebigkeit. An der Stelle, die ihn betraf, fand der wohlthätige Herr die kurze Notiz: „Gutmüthiges Schaf!"

Kampfer macht die Zähne, wie Fachleute behaupten, brüchig. Er wird gebraucht, weil er dazu beiträgt, dieselben weiß zu machen, und da er antiseptisch ist, erhält er den Gaumen gesund.

Wie Alfrederl das Rauchen abgewöhnt ward.

Alfrederl war ein eleganter junger Herr im männlichen Backfischalter; Stockfischalter sagte seine ungalante Schwester. Er besuchte das Gymnasium, trug Gletscherkrägen — so hoch und so schneeweiß wie der Montblanc — und Papageienkrawatten, und in unbeachteten Stunden einen Zwicker. Er sah erwartungsvoll dem Gedeihen eines mächtigen Schnurrbartes entgegen und schrieb heimlich Verse, die man in Rückerts Gedichten finden kann. Er zog nämlich Rückert dem Heine vor, da dieser bei dem gemeinen Volk allzu bekannt ist.

Eines Tages ging Alfrederl mit entschlossener Miene über die Cigarrenkiste seines Papas, entnahm ihr einen gewaltigen Glimmstengel, der eine Schärpe um den Bauch hatte, zog sich in das Lusthaus im Garten zurück und setzte die Cigarre in Brand.

„Ekelhaft!" sagte Alfrederl nach dem ersten Zug und schüttelte mißbilligend den Kopf, „wie man so etwas einen Genuß nennen kann!" Aber er rauchte heldenmüthig weiter. Im Schweiße seines Angesichtes hatte er bereits ein Viertel des Marterkrautes verpafft.

Da wurden Schritte vernehmbar. Ehe Alfrederl noch Zeit hatte, die Cigarre verschwinden zu lassen, stand Papa vor ihm, sein gestrenger alter Herr. — —

„Na, hast Du Ohrfeigen bekommen?" fragte ihn am nächsten Tage sein Busenfreund, dem er den Fall erzählt hatte.

„Leider nein," sagte Alfrederl trübselig, „es kam viel ärger: ich mußte die Cigarre bis zu Ende rauchen!"

Fleischkonsum in England.

Gewaltige Zunahme in den letzten 20 Jahren—Lebensmitteleinfuhr.

Nach einem bis zum 31. Dezember 1906 reichenden statistischen Bericht zu urtheilen, werden die Bewohner der Brittischen Inseln immer mehr zu einer fleischessenden Nation. Von Lebensmitteln hat die Einfuhr von geschlachtetem Vieh am meisten zugenommen, „so daß," wie es in dem Berichte heißt, „jeder Bewohner der Brittischen Inseln heute doppelt so viel Fleisch verzehrt als vor 20 Jahren." Die Zahl der lebend eingeführten Schafe und Schweine ist allerdings in den letzten Jahren geringer geworden, aber dafür hat die Einfuhr von lebendem Rindvieh in entsprechendem Maße zugenommen. Gleichzeitig hat die Viehzucht im Lande selbst durchaus nicht nachgelassen, sondern es ist, wenn die Zunahme der Bevölkerung gerechnet wird, die Quantität des im Lande produzirten Fleisches mindestens ebenso groß wie vor 20 Jahren.

Der Verbrauch an Butter hat im Verlaufe der letzten 20 Jahre um 60 Prozent zugenommen. Der Verbrauch von Milch als solche (Butter und Käse nicht gerechnet) ist in diesem Zeitraume um 100,000,000 Gallonen gestiegen und der Bedarf wächst gegenwärtig noch jährlich um 6,000,000 Gallonen. Im Jahre 1906 wurden eingeführt: Geschlachtetes Fleisch 18,451,266 Centner, Butter 4,337,258 Centner, Käse 2,638,794 Centner, Weizen 92,867,200 Centner, Mehl 14,190,300 Centner, Gerste 19,934,500 Centner und Haber 15,286,500 Centner. Was die Einfuhr von Weizen anbetrifft, so kamen 31,000,000 Centner aus brittischen Besitzungen und 61,000,000 Centner aus dem Auslande. Weiter wurden während des Jahres 1906 aus dem Ausland nicht weniger als 2,264,000,000 Eier eingeführt. Ein Drittel derselben kam aus Rußland und der größere Theil der beiden andern Drittel aus Dänemark, Deutschland, Belgien und Frankreich.

Gekochtes Wasser.

Infolge der Erkenntniß, daß das Wasser oft eine Fülle von Kleinlebewesen birgt, die dem Menschen verhängnißvoll werden können, ist die Parole ausgegeben worden, das Wasser vor dem Gebrauch zu kochen. In der Chirurgie gewinnt das Waschen der Wäsche mit keimfreiem Wasser und die aseptische Wundbehandlung immer größere Bedeutung. Die Keimfreiheit des Trinkwassers ist eine unabweisliche Forderung.

Ein einfaches Abkochen des Wassers genügt jedoch durchaus nicht allen Anforderungen der Hygiene zur Schaffung guten Trinkwassers. Thatsächlich werden zwar sämmtliche Lebewesen in einem bestimmten Hitzegrad getödtet, doch sind gewisse Sporen immerhin imstande, eine Temperatur von mehr als 100 Grad Celsius (212 Grad Fahrenheit zu ertragen. Aber selbst wenn alle Keime durch das Kochen vernichtet würden, so erwachsen gerade aus dem Vorgang des Kochens gewisse Nachtheile für den menschlichen Organismus. Durch das Kochen wird nämlich alle Luft, die im Wasser enthalten ist, herausgetrieben, so daß das Wasser schwer und unverdaulich wird. Ferner werden die kohlensauren Kalksalze ausgefällt, wodurch das Wasser an Schmackhaftigkeit einbüßt. Schließlich werden auch die erdigen Bestandtheile niedergeschlagen und dadurch die Verdaulichkeit noch weiter herabgesetzt. Um diese Mißstände auszuschalten, muß das Kochen in besonderen Apparaten, die eine Erhitzung des Wassers auf 130 Grad oder 150 Grad ermöglichen, ohne daß die Luft entweicht und ein Niederschlag der in Lösung befindlichen Substanzen herbeigeführt wird, vorgenommen werden.

Spähen und Speien.

Der Unteroffizier Florus Hiller vom Infanterie-Regiment No. 153 in Altenburg, Thüringen, unterrichtete über die allgemeine Posten-Instruktion. Als der Musketier Schultes über den Satz „Der Posten soll unausgesetzt nach dem Feinde ausspähen," nicht hinaustrat, trat der Unteroffizier dem Musketier auf die Zehen und rief: „Na sag's doch, Du Schweinigel!" Der Vorgesetzte fragte dann den Schultes, was er sich unter „Ausspähen" vorstelle. Der Untergebene wurde ängstlich und spie dann auf einmal aus, da er in seiner Herzensangst verstanden hatte, was er unter „Ausspeien" verstehe. Der Vorgesetzte erblickte in dem Ausspeien eine Achtungsverletzung, gab dem Untergebenen eine derbe Ohrfeige und ertheilte dem Geschlagenen, der ein weinerliches Gesicht machte, den Befehl „hinlegen." Als Schultes sich erhob, erhielt er noch einen Stoß in die Kniekehlen. Das Kriegsgericht der 8. Division verurtheilte den Unteroffizier wegen Mißhandlung zu acht Tagen Mittelarrest.

Der Rebensaft im Bach. In Edenkoben, Rheinpfalz, wurde jüngst einem Weinfabrikanten, der sein „Gewächs" nur mehr den Namen mit dem Saft der Reben gemein hatte, von Amtswegen der Inhalt seines Kellers in einen von des Sommers Glutsonne ziemlich ausgetrockneten Bach gegossen. Die Bewohner des weinberühmten Städtchens waren aber keine Kostverächter. Mit Krügen, Näpfen und Eimern schöpften sie das edle Naß wieder aus dem Bächlein.

Naheweine.

Der Hauptsitz für den Handel mit Naheweinen ist die bekannte Badestadt Kreuznach, eine kleine preußische Enklave zwischen Hessen und der bayerischen Rheinpfalz.

Bis vor nicht langer Zeit hat man unter deutschen Zechern vom Naheweine nicht viel gewußt, da er in den Weinkarten seine Existenz gewöhnlich unter dem klangvolleren Namen des Rheinweins verbarg. Nun aber wollen sich die Naheweinger das nicht mehr gefallen lassen, und sie verlangen für ihren guten Tropfen die Ehre, die ihm gebührt. Schon bei Bingen, wo die Nahe durch enge Felswände sich drängend, in den Rhein mündet, sieht man an ihren Ufern, auf hohen Terrassen ansteigend eine ihrer erlauchtesten Lagen, das ist der Scharlachberg. Es folgt bald, wenn man nun die ununterbrochen von Weinbergen umkränzte Nahe aufwärts fährt, das nicht weniger berühmte Laubenheim und was unter den schier zahllosen hier aneinander gereihten Weinorten bis Kreuznach sonst noch alles „—heim" heißt, so Langenlonsheim, Sponsheim, Grolsheim, Heddesheim, Waldhillersheim, Windesheim, Ibbesheim, Bretzenheim, Winzenheim, Bosenheim u. s. w. bis in dieser grünen Guirlande über der Stadt Kreuznach das rothfunkelnde, rebenbedeckte Juwel des Nahethales, der von Ruinen bestandene rothe Porphyrfelsen des Kauzenbergs auftaucht, des berühmtesten Rivalen des Scharlachberges und des Laubenheimers.

Ein Ausflug.

Von Th. Möller.

Sekretär Müllschippe drang schon lange in seinen Freund und Amtsgenossen Holzer, dieser solle sich doch einmal an einem Sonntage von seinem Schwiegervater dessen schönes, bequemes Automobil ausbitten, damit sie beide — Müllschippe und Holzer — zusammen eine ausgiebige Partie machen könnten.

Nun war Müllschippe allseits dafür bekannt, daß, wenn man ihm einen Finger reichte, bald Hand und Arm sein waren, er war einer von den Leuten, die absolut nicht mehr anzubringen waren. Holzer wand sich also Müllschippes Wunsch gegenüber wie der Fisch an der Angel — aber es half schließlich alles nichts mehr, er mußte ihm einmal den Willen thun — bei diesem einem Male sollte es jedoch bleiben, das schwor sich Holzer.

Eines schönen Sonntags fuhren sie also los. Müllschippe gefiel das ruhige Dahingleiten in dem bequemen Wagen ganz ordentlich — das mußte öfter genossen werden, sehr oft! Behaglich streckte er sich aus, versicherte dem fahrenden Freunde, daß sie dieses Vergnügen noch sehr oft genießen müßten und dann — that es plötzlich einen Ruck, der Wagen stand und alle „Bemühungen" Holzers, ihn wieder in Gang zu bringen, waren vergeblich.

Nun hatten sie schon eine ganz unglaubliche Strecke hinter sich, und jetzt standen sie in weltverlassener Gegend und hatten ihrer fünf Kilometer bis zur nächsten Station einer — Lokalbahn!

„Ja, geht's denn gar nimmer?" wimmerte Müllschippe.—Holzer zuckte nur die Achseln: „Versuch's selber!"

„Ja ich! Ich versteh ja von dem Zeugs gar nichts als das Drinsitzen!"

„Das hat jetzt aufgehört!" meinte Holzer ironisch, „komm' nur gleich 'raus, jetzt heißt's einfach den Karren bis zur Station schieben!"

„Und dabei wird's finster werden!" stöhnte der andere.

„Ja, drum mach' nur — oder magst Du morgen zu spät in's Bureau kommen?"

Müllschippe schauderte — nur das nicht! Er kannte den Kanzleirath! Bäche schwitzend zog er im Vereine mit dem Leidensgefährten, den er übrigens im Innersten seiner Seele verwünschte, die ersten Kilometer, da fanden sie glücklich Vorspann.

Mit Eintritt der Dämmerung erreichten sie die Station. Zum Glück sollte eben ein Zug abfahren und Müllschippe verabschiedete sich eilig von Holzer, der nothgedrungen bei dem reparaturbedürftigen Aut zurückbleiben mußte. Er hatte sich ergeben in dasselbe gesetzt. Landstraße und Eisenbahn liefen eine Zeitlang nebeneinander her, Holzer stand mit seinem Aut fast in unmittelbarer Nähe des Zuges, Müllschippe sah aus einem Koupefenster. Nun erhob sich Holzer und machte an dem Fahrzeuge herum, und gerade als sich der Lokalbahntrain in Bewegung setzte, orgelte er am Antrieb. Plötzlich schrie er: „Müllschippe, komm' rasch her — es geht wieder!"

Dieser machte einige Schwimmbewegungen, die immer ausgeprägter wurden, je mehr das Auto des falschen Freundes in Schwung kam. Und jetzt fuhr es neben ihm her, aber er konnte von der einladenden Handbewegung, Platz zu nehmen, keinen Gebrauch machen — da ließ Holzer das Ding in die sinkende Nacht hineinlaufen — erst nachdem ihm der Freund entschwunden war entzündete er die Laternen. Spät Nachts landete er zu Hause.

Am nächsten Tage keine Spur von Müllschippe, auch keine Entschuldigung. Der Kanzleichef war wüthend. Holzer begann sich um so mehr Gewissensbisse zu machen, als auch in Müllschippes Wohnung nichts zu erfahren war.

Andern Morgens endlich kam er. Zum Glück schien er von dem Schwindel mit dem Auto nichts zu ahnen.

Auf den besorgt-fragenden Blick Holzers antwortete er tieftragisch: „Menschenkind, denke Dir — die Lokomotive ist auch stehen geblieben — die war aber nicht mehr zum Gehen zu bewegen . . . ich mußte übernachten und dann bin ich sicherheitshalber per Fuhrwerk hier eingerückt . . . wenn ich nur schon beim Chef gewesen wäre!" Von der Autlerei wollte er nichts mehr wissen!

Die Attacke.

Rittmeister Jurazky stand an der Majorsecke. Er war ein guter Soldat und hatte seine Schwadron vorzüglich beisammen, aber trotz alledem stand er mit dem „Alten" d. h. Regimentskommandeur, nicht auf dem besten Fuße. Woher das kam, wußten beide eigentlich selbst nicht, es war eben einmal so. Vielleicht lag der Hauptgrund darin, daß man bei dem Rittmeister häufig große Impulsivität im Handeln bemerkte, was der etwas langsamer denkende Oberst nicht ganz bequem fand.

Der Tag der Regimentsinspizirung war herangekommen. Divisions- und Brigadekommandeur waren zu diesem Feste mit ihren Adjutanten erschienen. Der Oberst hatte das Regiment recht und schlecht vorgeführt, der Etatsmäßige hatte ebenfalls seine Kunst gezeigt und so war es denn an Jurazky, zu beweisen, ob er würdig wäre, einen Stabsoffizier vorzustellen.

Das Glück begünstigte ihn offensichtlich, und so hatte der Oberst zu seinem innerlichen Leidwesen keine Gelegenheit gefunden, ihm etwas anzukreiden. Aber man war noch lange nicht über alle Berge. Es gab auch noch Gefechtsideen zu erledigen, und dabei nörgelte der Oberst in Permanenz, so daß dem Rittmeister andauernd das Blut in den Kopf stieg. Ganz zuletzt sollte er ein martirtes Regiment attackiren. Dieses wurde durch einige in Regimentsbreite auseinandergestellte Reiter dargestellt, und Jurazky sollte abmarschiren, um die nöthige Distanz zu gewinnen und dann möglichst gut ansetzen, um das „Markirte" über den Haufen zu werfen, wobei der Oberst natürlich den ganz unangenehmen Hintergedanken hatte, seine paar leicht beweglichen Männchen so herumzuwerfen, daß dem armen Rittmeister die Attacke so daneben als möglich gelingen sollte!

Das kleine, an sich recht beliebte Manöver war Jurazky natürlich so bekannt wie dem Oberst, und er fann daher auf ein möglichst wenig entgegenkommendes Gebahren seinerseits. Er empfahl sich also auf das Militärischste und führte das Regiment im Trabe hinweg. Bald schob sich zwischen ihn und die hohe Versammlung ein schützender Wald — er ward nicht mehr gesehen. Aber schon gar nicht mehr! Es verging eine Viertel-, eine Halbe-, drei Viertelstunden — nichts!

Der Oberst biß wüthend auf seinem Schnurrbart herum und starrte dazu in die Ferne, von danzen Jurazky kommen sollte. Da plötzlich zitterte die Erde, die Pferde stiegen und bockten und dazu erscholl ein „Hurrah," daß die Luft zitterte. Ja, was war denn geschehen?

Die Sache war sehr einfach —: der Rittmeister hatte seinen Widersacher einfach umgangen, ohne daß dieser hiervon eine Ahnung hatte, und dann sehr gemüthlich in den — Rücken attackirt. Das Gesicht des „Alten" war einzig — Brigadier und Divisionär kämpften einen furchtbaren Kampf mit ihren Lachmuskeln — und dann durfte er Kritik abhalten.

In dieser hörte man die Säge knirschen und die Spähne fliegen — er fabrizirte dem armen Rittmeister den Sarg zu seiner militärischen Würde, dann legte er die Hand an den Helmrand und sah den Divisionär an.

Und nun ergriff dieser das Wort: „Ich habe," sagte er, „den Ausführungen des Herrn Oberst nur wenig anzufügen. Nämlich das: man kann auch anderer Meinung sein als er! Hat die Attacke in des Herrn Oberst Rücken Erfolg gehabt? Ich sage ja! Jurazky war mit keinem Wort befohlen, aus der Front anzugreifen — also! Aber das muß ich rügen —: er hätte nicht so ungestüm angreifen sollen — dann wäre dem Herrn Oberst wenigstens die Zeit geblieben, seine Front vorthin zu kehren, woher der Feind kam."

Nach dieser entsetzlichen Ironie wandte Excellenz sein Pferd heimwärts. Noch in derselben Woche kaufte sich der — Oberst einen Cylinder.

Obgleich wir schon letzte Woche die Langer-Sammlung abschlossen, sind nachträglich noch folgende Beiträge eingelaufen, über welche wir mit bestem Dank quittieren.

Franz Harder, Hague	$1.00
Ein Belgier —	$0.50
Martin Sauer, Balgonie	$1.00
Joh. Ritter, Regina	$1.00
Geo. Klam, Riverview	$1.00
Joh. Hodel, Lajord	$1.00

Saskatchewan Courier Publ. Co., Ltd.

Reingefallen.

Rektor: „Meier, warst Du gestern im Wirthshaus?"—**Meier:** „Nein, Herr Rektor!" — **Rektor:** „War Müller dort?" — **Meier:** „Nein, Herr Rektor; ich habe ihn wenigstens nicht gesehen."

Gegen Ameisen in Mistbeeten ist das Aufstreuen von pulverisirtem Kampher das besten Vertreibungsmittel.

Blaßgelbe Dotter im Ei zeigen den Mangel an eisenhaltigen Stoffen im Futter an. Dieser Fehler wird am ehesten durch Grünfutter gebessert; besonders eisenhaltig ist Spinat, Brennessel und Schnittlauch.